



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Ich kehrte wieder zu meiner Familie in Kazelias Haus zurück. Er warnte mich, mich in der Straße sehen zu lassen. Ich war nämlich auf meiner Wandrung durch die Stadt einem Manne begegnet, der mir sagte, daß er uns für 28 Rubel pro Kopf bis nach London befördern würde. Kazelias war augenscheinlich bange, ich möchte in ehrlichere Hände als die seinen fallen.

Wir fingen dann an, mit ihm über unsre Reise nach London zu sprechen, denn es ist am Ende noch besser, mit einem Teufel zu unterhandeln, den man schon kennt, als wie mit einem, den man noch nicht kennt. Er sagte: Es wird fünfunddreißig Rubel für jeden von euch kosten. Darauf sagte ich: Man hat mir angeboten, uns für achtundzwanzig Rubel hinzubefördern, aber ich will Ihnen dreißig geben. — Got, hot! rief er darauf. An einem Juden ist jede gute Lehre verloren! Es ist genau so wie an der Grenze: Sie wollten keine achtzig Rubel bezahlen, und dann hat es Ihnen das Doppelte gekostet. Es wird Ihnen jetzt ebenso gehn, Sie wollen es nicht anders. Man darf einem Juden keine Gefälligkeit erweisen.

Ich hielt also den Mund und nahm seine Bedingungen an. Aber ich fand, daß mir fünfundzwanzig Rubel fehlten, um das Ziel unsrer Reise zu erreichen. Da sagte Kazelias: Ich will Ihnen helfen. Ich kann Ihnen die fünfundzwanzig Rubel auf Ihr Gepäck an der Eisenbahn vorschließen, wenn Sie dann in London sind, können Sie es mir später zurückzahlen. Er nahm mein Bündel und brachte es an die Eisenbahn. Was er dort getan hat, weiß ich nicht. Er kam zurück und sagte mir, daß er mir einen Dienst erwiesen habe. (Diesesmal kam es mir wirklich vor, als ob es ein guter Dienst gewesen sei.) Dann nahm er Kuberts und legte in jedes das Fahrgeld, das wir an den verschiedenen Stationen unsrer Reise zu zahlen hatten. So erreichten wir endlich den Zug und fuhrn fort. An jeder Hauptstation bezahlte ich das Fahrgeld aus einem besondern Kubert. Unsre Mitreisenden boten den Kindern unterwegs etwas zu essen an, aber wir bewahrten unsern Stolz und nahmen es nur dann an, wenn es köstlich war. Wir reisfen mit einer sehr guten, mitleidigen Jüdin aus Lemberg, die ein Herz von Gold und die köstlichsten Würstchen bei sich hatte.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

10. Mai 1908

(Der deutsche Fürstentag in Wien und ein Rückblick auf die Regierung Kaiser Franz Josephs. Der Schluß des Reichstags und seine Ergebnisse; ein Wort zur Reichsfinanzreform.)

Das Kaiserjubiläum in Wien am 7. Mai hat sich zu einer höchst eindrucksvollen Kundgebung gestaltet, an der die ganze Bevölkerung den wärmsten Anteil nahm; es war vor allem eine Feler des deutsch-österreichischen Bündnisses. Als treuen Bundesgenossen und als Muster fürstlicher Pflichterfüllung hat unser Kaiser den greisen Jubilar begrüßt, und indem dieser selbst sich feierlich zu diesem Bündnis bekannte, hat er, verzichtend auf jede Erwähnung dessen, was ihm vorausgegangen ist, ausdrücklich das monarchische Prinzip betont, das den beiden verbündeten Reichen ihre Festigkeit verbürge. Uns ändern aber wird es verstattet sein, einen

kurzen Blick auf die sechzig Jahre zu werfen, auf die zwei Menschenalter, die Kaiser Franz Joseph als Monarch geschaltet hat, in denen sein Thron festgeblieben ist, allen Umwälzungen, allem Wandel der Zeiten zum Troß. Fürwahr, wenn einer das Recht hat, das monarchische Prinzip als festen Halt zu rühmen, so hat er es.

Welche Wandlungen hat er vor allem in seinem Verhältnis zu Deutschland und Italien erlebt wie innerhalb seines eignen Reiches! Seine Politik, oder vielmehr die Politik, die dem jugendlichen Herrscher die Umstände aufdrängten und seine Ratgeber empfahlen, wandte sich in seinem ersten Jahrzehnt gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, wie sie von Frankfurt und später, freilich schwächlich und inkonsequent, von Berlin aus betrieben wurden, brachte sie zu Fall und behauptete nachdrücklich die Vorherrschaft Österreichs im Deutschen Bunde, da Österreichs Teilnahme am politischen Leben Deutschlands nur in der Form des Staatenbundes, nicht in der eines straffen Bundesstaats, der allein den Bedürfnissen der Nation genügen konnte, möglich war. Gleichzeitig wurden Italien und Ungarn mit Waffengewalt niedergeworfen, die ganze Monarchie als zentralisierter Einheitsstaat absolutistisch geordnet und regiert. Es waren bedeutende zielbewusste Männer, die damals, einer großen Zukunft sicher, Österreich leiteten. Aber die einzige Gewähr für diesen Zustand bot die tapfere, siegreiche Armee, nicht die Gefinnung der Völker, und etwa die Hälfte des Reiches war im Belagerungszustande.

Da begann mit der Übernahme der Regentschaft durch Prinz Wilhelm von Preußen im Oktober 1858 wieder eine größere Selbständigkeit der preussischen Politik. Sie wirkte entscheidend auf den Verlauf des italienischen Krieges 1859; die Lombardei ging für Österreich verloren, die Gründung des Königreichs Italien war nicht zu verhindern, und der Absolutismus brach unter der Wucht seiner Mißerfolge zusammen. Im Innern begann die Zeit der Verfassungsexperimente, im Deutschen Bunde die Zeit der Bundesreformversuche, die im Frankfurter Fürstentage 1863 gipfelten und mit seinem völligen Fehlschlag endeten. Der sehr ernst gemeinte Versuch Bismarcks, das staatenbündische Deutschland unter die dauernde gemeinsame Führung Österreichs und Preußens zu bringen, führte beide Großmächte ohne den Bund 1864 nach Schleswig-Holstein; aber eben der Zwiespalt über dessen Besitz brachte 1866 den entscheidenden Bruch. Besiegt schied Österreich aus dem Deutschen Bunde, um dem Bundesstaat unter preussischer Führung Raum zu lassen, und gab auch Venedig auf. Ein Jahr später, 1867, verwandelte sich der Kaiserstaat aus einem zentralisierten, fast absolutistisch regierten Einheitsstaat in die konstitutionelle Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, die diesseits der Leitha vom bürgerlichen deutschen Liberalismus, jenseits in modern parlamentarischen Formen vom magyarischen Adel ungefähr nach entgegengesetzten Prinzipien regiert wurde.

Das dritte Jahrzehnt der Regierung Franz Josephs war zunächst begreiflicherweise von der Idee der Revanche für 1866 beherrscht, die der von Sachsen übernommene Freiherr von Beust ausführen sollte und wollte. In der Tat gediehen die Verhandlungen mit Frankreich und Italien über ein Kriegsbündnis gegen das neue Deutschland bis nahe zum Abschluß. Doch schwerlich war der Kaiser selbst mit der Kriegspartei unter dem Erzherzog Albrecht, dem Sieger von Custoza, ganz einverstanden, denn zum französischen General Lebrun sagte er im Juni 1870 zum Abschied, er würde nur dann am Kriege teilnehmen, wenn die Franzosen in Süddeutschland als Befreier begrüßt würden. Die nationale Haltung der Süddeutschen und die raschen deutschen Siege im August ersparten ihm die Entscheidung, und nach der Errichtung des Deutschen Reichs näherte sich Österreich, von der Friedlichkeit der deutschen Politik überzeugt, dem Nachbarstaat, sodaß 1872 das Dreikaiserverhältnis möglich wurde, zumal da Beusts Rücktritt (November 1871)

das alte Mißtrauen in Berlin beseitigt hatte. Österreich orientierte von neuem seine auswärtige Politik, indem es die Umgestaltung Deutschlands und Italiens als unabänderliche Tatsache anerkannte, richtete es seine Front nach der Balkanhalbinsel und besetzte 1878 als Mandatar Europas Bosnien und die Herzegowina, allerdings unter schweren Kämpfen, die aber doch auch der hartgeprüften, tapfern Armee eine Genugtuung gaben, wie sie andererseits der österreichischen Verwaltung einen neuen Schauplatz schufen, ihre Tüchtigkeit in kulturarmen Gebieten erfolgreich zu entfalten. Endlich schloß sich 1879 das deutsch-österreichische Bündnis, eins der größten Werke Bismarcks, das die Ausöhnung der alten Gegner besiegelte und 1883 durch den Beitritt des isolierten Italiens zum mitteleuropäischen Dreibunde erweitert wurde. Auf dieser Grundlage hat sich seitdem in der zweiten Hälfte der Regierung Franz Josephs die österreichische Politik bewegt.

Freilich das, was man die Versöhnung der Nationalitäten nannte, gelang auch jetzt nicht. Fortwährend fühlten sich die Deutschen benachteiligt, und die Slawen waren niemals befriedigt. Das Widerstreben gegen die Besetzung Bosniens und die unumgängliche Heeresverfärkung kostete die deutschen Liberalen, die jene Gegensätze doch auch nicht hatten versöhnen können, 1879 ihre langjährige Herrschaft, und alle übrigen nun zur Leitung berufenen Elemente erreichten das ersehnte Ziel ebensowenig, höchstens, wie Graf Taaffe „die moderierte Unzufriedenheit aller Parteien“. Auch die jeweilige Erneuerung des ungarischen Ausgleichs konnte immer nur mit neuen Zugeständnissen an die magyarsche Begehrlichkeit erkaufte werden, bis die Einführung des allgemeinen Wahlrechts zunächst in Österreich, der sich auch Ungarn nicht auf die Dauer wird entziehen können, einen radikalen Versuch machte, die nationalen Gegensätze wenigstens zurückzudrängen. Trotz ihrer hat sich aber die Monarchie, namentlich ihre österreichische Hälfte, wirtschaftlich sehr erfreulich entwickelt, und die Zweifel an dem Fortbestehen der Monarchie sind der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und größerer Zuversicht gewichen. Das mag den greisen Herrscher, der niemals an solchen Aussichten verzweifeln durfte, am Abend seines Lebens über so manchen Fehlschlag trösten und erheben. Freilich, worauf hatte er alles in den sechs Jahrzehnten seiner Regierung verzichten müssen! Auf so manche legitimitätlichen und konservativen Ideen seiner Jugend, auf die absolute Gewalt seiner Krone, auf die Vorherrschaft Österreichs in Deutschland und seinen schönen italienischen Besitz, auf die Einheit seiner Monarchie sogar! Daß er sich in alle diese Schicksalswendungen ehrlich gefunden hat, darin liegt ein großer Teil seiner persönlichen Bedeutung. So allein war auch die Begrüßung durch den Kaiser und die Fürsten des Deutschen Reichs möglich, so nur auch die herzliche Glückwunschsdepesche des dritten im Bunde, des Königs von Italien. Aber wie dieser 7. Mai eine glänzende Kundgebung des Dreibundes war, so bedeutete sie für Österreich auch das Bekenntnis, daß die eigentlichen Träger des Staats doch die Deutschen sind, in deren Sinn das Bündnis mit Deutschland von allem Anfang an sein mußte und gewesen ist.

Wie es in der Ordnung war, entbot auch der deutsche Reichstag als Vertretung des deutschen Volks dem kaiserlichen Jubilar seinen Gruß. An demselben Tage vertagte er sich bis zum 20. Oktober. Die Regierung und die Blockparteien dürfen mit Befriedigung auf diesen Abschnitt ihrer Tätigkeit zurücksehen. Nachdem das Börsen- und das Vereinsgesetz unter Dach gebracht worden waren, hat die Mehrheit in den letzten Tagen die Erhöhung der Subvention für den Norddeutschen Lloyd, die besonders für die bessere Verbindung mit unsern Besitzungen in der Südsee erforderlich war, wenigstens zur Hälfte bewilligt, und was ungleich wichtiger war, die Eisenbahnvorlagen in sämtlichen afrikanischen Kolonien mit den dafür erforderlichen Anleihen im Gesamtbetrag von 150 Millionen Mark unter Reichs-

garantie angenommen. Endlich ist ein großer Zug in unsre Kolonialpolitik gekommen, nachdem Dernburg das Verständnis dafür erweckt und große Ziele gesteckt hat. Die Blockpolitik hat sich also trotz allem Mörgeln und Zerren völlig bewährt, und das Zentrum hat die Erfahrung machen müssen, daß auch ohne seine Teilnahme regiert werden kann. Für eine so große und lange so mächtige Partei ist das auf die Dauer unerträglich; sie muß entweder den Anschluß wieder zu gewinnen suchen oder sich spalten. Das Übergewicht ihres linken demokratischen Flügels, der die törichte Haltung der Partei im Dezember 1906 verschuldet hat und fast so radikal und demagogisch ist wie die Sozialdemokratie, legt eine solche Aussicht ohnehin nahe. Bei der bevorstehenden Reichsfinanzreform wird die Probe gemacht werden müssen, ob die demokratischen Intransigenten siegen oder die immerhin gemäßigten Rechte. Der „Block“ wird hoffentlich auch hier zusammenhalten. Die Geschichte, die beste Lehrmeisterin der Völker, von der allerdings die Völker als solche niemals etwas lernen, beweist unwiderleglich, daß das alte Reich nicht zum wenigsten an seiner elenden Finanzwirtschaft zugrunde gegangen ist. Soll der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ähnliches erleben wie der Anfang des sechzehnten unter Maximilian dem Ersten und Karl dem Fünften? Damals war es die Selbstsucht und die Kurzsichtigkeit der Reichsstände, die dem Reiche die selbständigen gesicherten Einnahmen versagten und es auf die klägliche Aushilfe unregelmäßiger, nur gelegentlich bewilligter Matrikularbeiträge — der uns jetzt so geläufige Name stammt aus dieser Zeit — anwies; soll jetzt die Reichsfinanzreform an dem eigensinnigen Doktrinarismus der Parteien und den selbstsüchtigen Interessen einzelner Volksschichten scheitern? Es kommt doch viel weniger darauf an, ob eine Steuer möglichst gerecht verteilt ist — eine absolut gerechte Verteilung direkter Steuern ist überhaupt unmöglich —, als darauf, daß sie möglichst viel einbringt und möglichst leicht getragen wird, und diesen Vorzug haben die indirekten Steuern unleugbar vor jeder direkten Steuer. Auch das mögen die Reichsboten erwägen.

Politische Sitten in England. Bei dem Tode des Right Honourable Sir Henry Campbell-Bannerman hat sich wieder einmal jedem, der beobachten und heimliche Zustände objektiv an fremden messen will, gezeigt, wieviel Stil, Vornehmheit und Kultur in dem politischen Leben Englands steckt. Man käme sobald nicht zu Ende, wollte man alle dafür charakteristischen Einzelheiten, die in andern Ländern, auch in Deutschland in analogen Fällen, wenn auch nicht unmöglich, so doch unwahrscheinlich wären, hier erwähnen. Nur einiges sei zufällig herausgegriffen. Vor uns liegt eine Nummer der Times und eine des Punch. In der Times ist ein Brief veröffentlicht, den Mr. Balfour, der Führer der Konservativen und folglich der Opposition, an seinen guten Freund und politischen Gegner, den jetzigen Premierminister Asquith gerichtet hat. Balfour schreibt, wie leid es ihm tue, daß seine Krankheit ihm eine Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten für Sir Henry verbiete. Der Brief ist kein rein formaler und nichtsagender Höflichkeitsbrief, sondern der Ausdruck hoher Achtung für die Persönlichkeit des hingegangenen politischen Gegners, geschrieben aus einem feinen Empfinden für die Würde der Persönlichkeit heraus.

Es ist charakteristisch für die vornehme Kultur des politischen Lebens in England, daß sich Menschen politisch scharf bekämpfen, persönlich aber achten, ja befreundet sein können. Die Persönlichkeit soll unantastbar sein; sie wird dem Kampfe entrückt, und dieser, den ja das Leben unvermeidlich macht, auf Meinungen und Sachen beschränkt.

Je mehr eine Gesellschaft aristokratisch und ihrer Tradition sicher ist, desto

mehr scheint sie unter der Herrschaft der Konvention zu stehn. In Deutschland ist es ja noch vielfach aus einem gewissen unzüvillierten Naturburschentum heraus Sitte, die Konvention für etwas äußerliches und schlechtes und des freien Menschen unwürdiges zu erklären. Was an diesem Irrtum schuld ist, mögen die Kenner der deutschen Kulturgeschichte untersuchen. Genau so wie die gesellschaftliche Konvention die Existenz mehrerer Menschen erträglich macht, indem sie ihre Beziehungen in festen und nicht immer, wie man in Deutschland zumeist glaubt, innerlich bedeutungslosen Formen regelt, soll die feste politische Konvention die Austragung sachlicher Gegensätze ermöglichen, ohne daß die Persönlichkeit, ihr Inneres und ihre Würde dabei gefährdet oder vernichtet würde. Und die Herrschaft dieser Sitte, in der die innere Gesinnung einer Gesellschaft ihren äußern konformen Ausdruck findet, ist der Gradmesser für die Vornehmheit dieser Gesellschaft. Alle die festen und genauen Sitten, Gebräuche und Konventionen, an die in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern die Austragung der Kämpfe zwischen einzelnen — man denke an die verschiedensten Formen des Zweikampfes, die Ritterfehden usw. — gebunden war, sind aristokratischen Ursprungs. Alle diese Normen zielen auf eines: die Rettung der innern Persönlichkeit vor den Folgen des Kampfes.

Die Nummer des PUNCH bringt ein Bild, überschrieben: „Eine gemeinsame Trauer“, das zwei weibliche Gestalten, die die konservative und die liberale Partei bedeuten, gemeinsam an der Bahre BANNERMANS trauernd zeigt. Eine einfache, aber treffende Illustration der politischen Sitten in England. Ein deutsches Witzblatt vom Schlage des PUNCH würde ein solches Bild schwerlich bringen. Bei uns wird nicht immer der Gegensatz politischer Meinungen und Interessen von der Persönlichkeit getrennt; er vernichtet allzuoft die Achtung vor deren Würde; das Persönliche wird, was niemals sein sollte, zum Mittel im politischen Kampfe.

In derselben Nummer des PUNCH ist noch ein andres Bild, das sich zwar nicht auf den Tod des liberalen Premierministers bezieht, aber ebenfalls auf seine Art für das politische Leben Englands charakteristisch ist. Es ist ein Löwenkäfig abgebildet, in dem ein Tierbändiger drei Löwen, die sich ängstlich in die Ecken des Käfigs ducken, mit der Peitsche meistert. Die drei Löwen tragen die Aufschriften Sozialismus, irischer Nationalismus und Antimilitarismus. Kein Engländer, er mag noch so liberal, arbeiterfreundlich, radikal sein, wird jemals in England selbst den antinationalen Bewegungen aus ideologischer Liebhaberei nur den kleinen Finger reichen. Gegenüber diesen Bewegungen, handelt es sich nun um Sozialismus, Antimilitarismus, den irischen Nationalismus, wird auch jeder Radikale, ob er nun ASQUITH, HALDANE oder BURNS heißt, mit schonungsloser Härte auftreten. Vielleicht legen sich die liberalen Politiker gewisser ideologischer Schattierungen einmal die Frage vor, wie es damit bei uns steht, und rufen sich zum Beispiel die Gründe ins Gedächtnis zurück, mit denen seit den Zeiten des Frankfurter Parlaments in Deutschland von Deutschen für die Sache der Polen gekämpft worden ist. Man sei doch nicht so naiv und lasse sich über die Stellung der Engländer zu diesen Bewegungen durch die ganz andre Haltung täuschen, die derselbe Engländer, der bei sich zu Hause die Peitsche empfiehlt, gegenüber denselben Erscheinungen einnimmt, wenn sie im Auslande auftreten; man bete doch nicht einfach die Tiraden englischer Zeitungen für die Polen und andre unterdrückte Nationen, für die ausländischen Antimilitaristen und Sozialisten nach! Der Engländer leistet sich eben gern den Luxus der Beglückung Unterdrückter — aber nur auf fremde Rechnung. Geschieht es in England: ja Bauer, das ist ganz was andres! Diese englische Eigenschaft soll der Deutsche gewiß nicht nachmachen; was aber verlangt werden muß, ist, daß er nicht darauf hineinfällt.

Fürst Bülow's Tischgespräche in Venedig. In der Neuen Freien Presse ist kürzlich ein lesenswerter Bericht von Sigmund Münz über Tischgespräche des Fürsten Bülow während seines jüngsten Aufenthalts in Venedig erschienen.

Wiederholt, so erzählt der Verfasser, kam die Rede auf die Villa Malta, den nunmehrigen römischen Besitz des Fürsten. Der Reichskanzler sagte: „Ich habe in den Zeitungen gelesen, daß in der Villa noch vieles einzurichten wäre. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Es ist so, wie wenn man sagte, daß dieser gedeckte Tisch, an dem wir da sitzen, noch gedeckt werden müßte. Ich habe die Villa Malta aufs beste eingerichtet vorgefunden. Graf Bobrinski, der bisherige Eigentümer, hat sie aufs vollkommenste ausgestattet. Es bleibt uns nichts mehr zu tun übrig.“

Ich fragte den Fürsten, ob ihm die Villa von den Tagen her, da er Botschafter in Rom war, vertraut sei. Der Fürst sagte, er wäre nur des Abends beim Grafen Bobrinski einige Male zu Tisch gewesen, aber die Fürstin hätte die Villa genauer gekannt.

Der Fürst legt offenbar Wert darauf, in ein Haus einzuziehen, in welchem einstmalig so manche große Deutsche ein und aus gegangen sind. Der Fürst schilderte die Schönheit der Villa Malta mit ihren vielen Rosenarten, die der russische Graf Bobrinski, ein Rosenzüchter ersten Ranges, dort gepflanzt hat. „In Villa Malta wächst in dichten Gebüsch der Lorbeer und ragen die Palmen stolz in die Lüfte.“

Der Fürst bemerkte: „Goethe hat die Villa anlässlich seines ersten italienischen Aufenthaltes im Jahre 1788 besucht — ein Jahr später verbrachte Herder in der Umgebung der Herzogin Amalie von Weimar den Frühling dort. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts beherbergte diese einstige Sommerresidenz der Malteserritter auch die bekannte Verfasserin des Römischen Lebens: Friederike Brun, mit ihrer Tochter, der Gräfin Bombelles. Bald nach ihr etablierte sich dort Wilhelm von Humboldt, der als preussischer Gesandter in Rom fünf Jahre in der Villa Malta lebte und hier auch seinen Bruder Alexander bei sich zu Gast sah, als dieser von seiner südamerikanischen Forschungsreise zurückkehrte. Thorwaldsen, Canova und auch die in der Nachbarschaft der Villa wohnende Angelika Kauffmann waren gern gesehene Gäste Wilhelm von Humboldts. Im Jahre 1827 wurde Kronprinz Ludwig von Bayern Besitzer der Villa und sein Haus zum Sammelpunkt der hervorragendsten Künstler. Auch als König kam er zuweilen hin und noch häufiger, nachdem er dem Thron entsagt hatte.“

Ich fragte den Fürsten, wann er sein neues Heim wieder besuchen würde, und er antwortete: „Voraussichtlich im nächsten Frühling.“

„Und werden Durchlaucht zuweilen auch den Herbst dort zubringen?“

Der Fürst: „Das wird von den Geschäften abhängen.“

Zur Ergänzung dieses Gesprächs erinnern wir daran, daß sich Fürst Bülow mehrfach dahin ausgesprochen hat, er werde seinen Lebensabend im Lande seiner Väter, an der Elbe verbringen, wo seine Wiege gestanden hat. Die Villa Malta in Rom wird also in der hoffentlich noch ferneren Zeit seines Ruhestandes nicht dauernder Wohnsitz des Fürsten sein, er wird sie aber wohl alle Jahre auf ein paar Monate besuchen.

An einer andern Stelle des Berichtes heißt es:

Als ich dem Kanzler mein Befremden darüber ausdrückte, daß er, trotz seiner bekannten Bewunderung für Schopenhauer, nach außen hin den Eindruck hervorrufe, ein Optimist zu sein, meinte er: „Man kann mit einer in der Theorie pessimistischen Weltanschauung in der Praxis ein optimistisches Temperament vereinigen. Das rühmt ja Jakob Burckhardt den alten Griechen als einen besondern Vorzug nach.“

Wenn sich der Reichskanzler auch auf dem politischen Gebiete optimistischen Auffassungen zuneigt, so wissen wir aus seinem eignen Munde, daß dieser sein politischer Optimismus in nichts anderm besteht als in dem festen Vertrauen auf den guten Geist des deutschen Volkes.

Reinke und die Bossische Zeitung. Auch über den zweiten und dritten Vortrag Reinke's in der Berliner Singakademie haben die Zeitungen — einschließlic des Berliner Tageblatts, was viel sagen will — objektiv berichtet. Daß sich der Vorwärts über den Bankrott seiner Wissenschaft mit einem elenden Witz zu trösten versucht, wird jedermann natürlich finden. Die Bossische aber — hat den Rückzug angetreten. Selbstverständlich sucht sie ihn mit einigen Witzeleien, Sophismen und

schwachen Argumenten zu maskieren. Im dritten Vortrage hat Reinke ausdrücklich die Art und Weise, wie in „liberalen“ Kreisen sein Auftreten charakterisiert worden ist, als Verleumdung bezeichnet. Die Vossische schreibt nun: „Freilich, die Polizei hat er nicht gerufen. Aber ist es nicht bezeichnend, daß der geübte Journalist auf der Parlamentstribüne, der gewohnt ist, den Inhalt langer Reden in kurzen Sätzen wiederzugeben, den Eindruck, den auf ihn die Worte Reinkes machten, in den Ruf nach Polizei zusammenfaßte? ... Was die Journalisten am meisten dazu veranlaßt haben mag, das ist die Tatsache, daß Reinke im Herrenhause, in der doch wohl unbestritten reaktionärsten öffentlichen Körperschaft Preußens, das Einschreiten des Staates gegen eine Kulturbewegung forderte, daß er das Herrenhaus zum Tribunal machte über die Wissenschaftlichkeit der Schriften von Gelehrten.“ Der Hörfehler der Herren Journalisten ist eben daher gekommen, daß die Journalisten vom Schlage der Vossischen Zeitung voller Vorurteile stecken. Sie sind a priori überzeugt, daß Haedel der Inbegriff aller Wahrheit und Weisheit, daß jedes Mitglied des preussischen Herrenhauses und jeder Mensch, der an Gott glaubt, ein Reaktionsär und ein unwissenschaftlicher Dummkopf ist, und daß alles, was an einem solchen Orte gesprochen wird, schlecht und dumm sein müsse. Und so hören sie denn „Polizei“, wenn Reinke im Herrenhause „Biologie“ fordert; Biologie kann er doch gar nicht gefordert haben, denn die ist ja etwas Gutes, sogar, wie jeder Berliner Backfisch weiß, das allerbeste, mit Liebesleben in der Natur und ähnlichen schönen Sachen garniert; wenigstens muß er tendenziöse Biologie gefordert haben. Er hat aber in Wirklichkeit tendenzlose gefordert. Nicht „Einschreiten des Staates gegen eine Kulturbewegung“ hat er gefordert, sondern wissenschaftliche Belehrung der Jugend, damit diese zu erkennen vermöge, daß Haedel und seine Anhänger den Schein der Wissenschaft zu einer durchaus unwissenschaftlichen Agitation gegen den christlichen Glauben mißbrauchen. Und nicht zum Tribunal über die Wissenschaftlichkeit der Schriften von Gelehrten hat Reinke das Herrenhaus gemacht, sondern er hat bloß in der Begründung der Forderung einer Erweiterung des Schulunterrichts die zur Sache gehörende Tatsache konstatiert, daß als wissenschaftliche Schriften Bücher und Broschüren verbreitet werden, die nach dem Urteile der Fachgelehrten keinen oder vielmehr einen negativen wissenschaftlichen Wert haben, da sie den Grundsätzen der Wissenschaft ins Gesicht schlagen. Nachdem übrigens ein Jahr lang über die Herrenhausrede Reinkes debattiert worden war, mußte die Vossische Zeitung über jenen Journalistenstreitum längst aufgeklärt sein; es gibt darum keine Entschuldigung für die Unverschämtheit, mit der sie im Bericht über den ersten Reinkevortrag die Verleumdung wiederholt hat. Reinkes Polemik gegen den Materialismus, behauptet ferner das Blatt, passe nur auf den Materialismus von vor hundert Jahren. „Ist denn der Monismus religionsfeindlich? Ist der Monismus nicht selber Religion? Man erinnere sich des Vortrags, den Pastor Steudel vor einem Jahre gehalten hat.“ Reinke hat es nicht mit Steudel sondern mit Haedel zu tun, und wie dessen Religion aussieht, das weiß die Welt: sie besteht in Lächerlich- und Verächtlichmachung nicht bloß des Christentums sondern schon des Glaubens an Gott, also jeder Religion. Im zweiten Vortrage hatte Reinke gefordert, daß Vermutungen nicht für Tatsachen ausgegeben, daß Tatsachen und Hypothesen auseinander gehalten würden. Dazu bemerkt die Vossische: „Hypothesen soll man nicht für Tatsachen ausgeben! Zugestanden! Darf man aber Hypothesen als Hypothesen dem Volke vorsezen? Die Frage wirft Reinke nicht auf, aber er bejaht sie durch die Tat, denn der Theismus, den er so stramm vertritt, ist doch auch eine Hypothese.“ Warum soll man dem Volke nicht Hypothesen als Hypothesen vorsezen dürfen? Wird doch die atomistische Hypothese in jedem Physikunterricht vorgetragen. Wenn man nur nicht, wie Haedel tut, Hypothesen und Phantasien, die nicht einmal den Namen von wissenschaftlichen Hypothesen verdienen, für Tatsachen ausgibt. — Bei einem

Festmahl, das nach dem letzten Vortrag dem verdienten Gelehrten zu Ehren gegeben wurde, dankte Baron von Flöckher, der die Anregung zu dem Vortragszyklus gegeben hatte, der Berliner Presse für die Unterstützung, die sie durch ihre objektive Berichterstattung dem Unternehmen haben angedeihen lassen. Die Grenzbotenleser aber bitten wir aufs neue, die (bei Eugen Salzer in Heilbronn erscheinenden) Naturwissenschaftlichen Vorträge für die Gebildeten aller Stände, deren viertes Heft die drei Berliner Vorträge enthält, selbst zu lesen und für ihre weiteste Verbreitung zu sorgen.

C. J.

Neuscholastik. Angeregt durch die Enzyklika des Papstes Leo des Dreizehnten, in der die Philosophie des Thomas von Aquin als Norm empfohlen wird, haben die belgischen Bischöfe 1882 an der katholischen Universität Löwen einen Lehrstuhl für thomistische Philosophie errichtet und den 1851 gebornen Professor Désiré Mercier darauf berufen, der sich bald großer Beliebtheit und starker Frequenz erfreute. Auf seine Bitten und auf den Wunsch Leos wurden nach und nach noch sechs Professoren angestellt (ihr bedeutendster scheint de Wulf zu sein), die jetzt zusammen das Institut für thomistische Philosophie bilden. Über die Art, wie diese aufzufassen und zu behandeln sei, schreibt Mercier: „Das Bekenntnis des christlichen Glaubens darf kein Hindernis sein für die hochherzigen Unternehmungen des Gelehrten, auch nicht für die Kühnheit des Genies. Die berechtigste Freiheit des Mannes der Wissenschaft soll nicht durch übertriebene Befürchtungen des religiösen Sinns eingeschränkt werden. Pflegen wir die Wissenschaft, ohne unmittelbares apologetisches Interesse, um ihrer selbst willen! Die Wissenschaft der Gegenwart ist vorzugsweise eine Wissenschaft der sorgfältigen Einzelforschung. Auf allen ihren Gebieten müssen wir, wie Papst Leo sagt, Forscher und Meister haben, die durch ihre Leistungen das Recht erwerben, in der gelehrten Welt mitzusprechen und sich Gehör zu verschaffen; und wenn man sich einfallen läßt, den ewigen Vorwurf zu wiederholen, daß der Glaube blind mache, daß er sich nicht mit der Vernunft vertrage, dann werden wir nicht mit abstrakten Prinzipien, nicht mit gelehrten Bänden, nicht mit dem Hinweis auf die Vergangenheit antworten, sondern mit dem Hinweis auf unsre gegenwärtigen Leistungen. Die aristotelisch-scholastische Philosophie soll der erweiterungsfähige Rahmen sein, innerhalb dessen die Ergebnisse der modernen Wissenschaften geordnet werden, oder vielmehr sie soll das Fundament sein, auf dem ein aus der Synthese dieser Einzelwissenschaften bestehendes Gebäude errichtet wird.“ Und de Wulf erklärt: „Halten wir vor allem fest, daß der Katholik mit ruhigem Gewissen sich auch anderer Philosophien bedienen darf. Es gibt keine katholische Philosophie, keine katholische Wissenschaft, sondern es gibt nur Philosophen, die an eine bestimmte religiöse Dogmatik glauben, wie es ja Chemiker und Mediziner gibt, die zugleich gläubige Katholiken, Protestanten oder Juden sind. Die Neuscholastik wird ohne religiöse Voreingenommenheit betrieben [das dürfte Selbsttäuschung sein]; wollte man ihr einen apologetischen Zweck zuweisen, so würde das Verwirrung stiften. Davon kann keine Rede sein, den Gesamthalt der alten Scholastik anzunehmen. Nur die Dinge seiner eignen Zeit interessieren einen jeden, darum muß auch die heutige Philosophie modern sein. [Pius der Zehnte hat nur den Modernismus in der Theologie verdammt.] Die Neuscholastik ist nur in ihren Prinzipien scholastisch: sie stellt dem Neukantianismus und dem Positivismus einen rationalen Dogmatismus gegenüber, und sie ist auf dem Gebiete des Dogmatismus das einzige zeitgenössische System, das ernstlich in Frage kommen kann.“ Von deutschen Philosophen hat u. a. Eucken die Leistungen dieser Belgier gewürdigt. Er schreibt: „Auch wer diesen Versuch einer Versöhnung der Wissenschaft der Gegenwart mit der mittelalterlich-kirchlichen Grundüberzeugung ablehnen muß, wird

die ehrliche Überzeugung, in der er unternommen worden ist, sowie die Energie und das Geschick, womit er durchgeführt wird, anzuerkennen haben. Namentlich zwingt das unermüdlische Schaffen Merciers zur Hochachtung, ja Bewunderung. Und sehr bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß der Thomismus heute da die größte Lebenskraft und Leistungsfähigkeit zeigt, wo er das mittelalterliche Gewand abgelegt hat und in der Sprache der Gegenwart redet."

Von Merciers Werken liegt uns nun eine Probe vor: der erste (bei Jos. Köfel in Rempten und München 1906) erschienene Band seiner Psychologie. Der Übersetzer, L. Fabrich, schickt einen Bericht über die neuscholastische Löwener Schule voraus, dem wir das oben angeführte entnommen haben. Der Studierende findet in diesem „das organische Leben und das sinnliche Leben“ darstellenden ersten Teile alles, was die moderne Wissenschaft an biologischem, physiologischem und anatomischem Material aufgehäuft hat, soweit es zum Verständnis des Seelenlebens notwendig ist. Selbstverständlich beherrscht der Verfasser die einschlagende Literatur und stützt sich namentlich auf die deutsche. Sehr gut wird S. 44 bis 46 der Unterschied zwischen dem chemischen Prozeß im anorganischen Gebiet und der Ernährung der Zelle klar gemacht. Der radikale Dualismus des Cartesius wird entschieden abgelehnt und der beseelte Organismus, das Tier, als eine Einheit aufgefaßt. Hier freilich mutet die scholastische Definition dieses Organismus als einer mit dem innerlichen Bewegungs- und Bildungstriebe ausgestatteten „Substanz“ fremdartig an, da der moderne Denker gewöhnt ist, den Substanzbegriff entweder auf das Atom zu beschränken, oder, wenn er Phänomenalist und Energetiker ist, ganz abzulehnen. Das Wesen der „sinnlichen“ Erkenntnis, die auch dem Tiere eignet, wird schon in diesem ersten Teile erörtert, das Seelenleben der Tiere ganz ähnlich wie bei Wundt dargestellt, den Mercier oft zitiert. In der Polemik gegen einen Franzosen, der aus den Gefühlsäußerungen der Hunde die Wesensgleichheit der menschlichen mit der Tierseele folgert, schreibt Mercier: „Das Tier hat gleich dem Menschen alle die Leidenschaften, die von sinnlichen Vorstellungen abhängen [besser: aus solchen entspringen], aber das beweist nicht, daß es Verstand habe, denn der Verstand ist das Vermögen, zu abstrahieren und zu generalisieren. [Dieses Vermögen suchen freilich die meisten heutigen Forscher auch bei den Tieren nachzuweisen.] Gemütsbewegungen, denen eine sie erregende Verstandeserkenntnis vorausgeht, empfindet nur der Mensch.“ (In der sehr ungeschickten Übersetzung Fabrichs lautet der Satz bedeutend anders.) Man darf gespannt darauf sein, wie im zweiten Teile das Verhältnis des Geistes zum Menschenleibe bestimmt werden wird. — Wir zeigen bei dieser Gelegenheit noch einige philosophische Werke an, für deren Besprechung der Raum fehlt. Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung von Arthur Drews. Zur Harmonie der Seele von Karl Lambeck. Aus dem Dänischen übersetzt von Elisabeth Dauthendey, mit Einführung von Ellen Key. Beide bei Eugen Diederichs in Jena 1907 erschienen. Menschheitsziele. Eine Rundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschaftsreform, herausgegeben von Dr. F. Molenaar. Heft 1: Wolfgang Kirchbach-Nummer. Leipzig, Otto Wigand. Grundzüge einer neuen Glaubens-, Seelen- und Lebenslehre von Ludwig Zoeller. Selbstverlag des Verfassers. Zweibrücken, 1907. An Neuausgaben von Werken alter Philosophen sind uns zu gegangen: des Aristoteles Metaphysik, deutsch von Adolf Laffon (Jena, Eugen Diederichs, 1907) und zwei Bände der im Dürrschen Verlage zu Leipzig erscheinenden Philosophischen Bibliothek: Immanuel Kants Metaphysik der Sitten, 2. Auflage, von Karl Vorländer, und Hegels Phänomenologie des Geistes (Zubältaumsausgabe) von Georg Laffon; beide 1907 erschienen.

